

unsichtbar, aber imstande, in menschlicher Gestalt zu erscheinen. Andererseits tut der Reisende, der das Dorf verläßt oder heimkehrt, gut, an gewissen Stellen des Waldes, der Wildnis, an Bäumen, Felsen, Quellen usw., wo sich Urnen, Opfersteine, Kreuze, bestimmte gezeichnete Bäume und dergl. finden, sein Scherstein niederzulegen, falls nicht etwa ein maskierter Waldteufel sich ihm in den Weg stellen soll.

Wir können hier diese Verhältnisse nur in den allgemeinsten Zügen andeuten; doch mag als Parallele zu dem beschriebenen neustamentlichen Opfervorgange auf das Beispiel der Dinka hingewiesen werden. Aus ihren Bestattungs- und Opferriten sei erwähnt, daß die Angehörigen eines Gestorbenen trachten, die Geister, die guten und auch die bösen, zufriedenzustellen, da diese aus Anlaß des Trauerfalles wie gewöhnlich ihre Ansprüche geltend machen. Es wird ein Feuer am Grabe angezündet und ein Schaf getötet. Das Tier wird langsam erwürgt, und der Geisterbann besprengt die Angehörigen mit dem Blute, um sie gegen neue Ueberfälle der lebensfeindlichen Mächte zu sichern; denn ein Todesfall wird ebenso wie die Krankheit als von bösen Geistern verursacht angesehen. Da hätten wir also wieder das Besprengen mit dem Blut eines Opfertieres zur Bekämpfung feindlicher Geister. Aber es fehlt auch bei den Dinkas nicht am zweiten Opfertier, das den böswärtigen, dämonischen Wesen der Wildnis zugestanden wird. Ein Schaf oder ein Bock wird um das Grab geführt und darauf in den Wald getrieben; kein Zweifel, daß dort die Waldkobolde sich seiner annehmen werden.

Das alte Testament der Bibel gibt uns Beweise massenhaft, daß bei den Juden die Opposition gegen das bestallte Priestertum nicht gering war. Es sei nur erinnert an den Baals- und „Sögen-dienst“ der Kanaaniter, sowie an die Propheten. Aber der dem Ahaser in die Wüste geschickte Bock wird schwerlich wie in der Vorzeit eine Gabe an irgend eine niedere Priesterklasse gebildet haben. Wahrscheinlich wird ein Gehilfe „Aarons“, ein Diener am Heiligtum, ein Levit, vor allem wohl der Mann, der das Tier fortschaffte, damit beglückt worden sein. Die Reinigung seiner Kleider und seines Leibes, bevor er ins Lager zurückkehrte, mag vielleicht auch notwendig gewesen sein. Doch können wir diese Frage als nebensächlich auf sich beruhen lassen. Soviel aber ist mit Sicherheit zu sagen, daß sich der Brauch, den Bock „in die Wüste zu jagen“ als ein Ueberbleibsel uralter Opferbräuche der Israeliten darstellt, von Gebräuchen, die bei den heutiggen Naturvölkern noch hier und da in voller Ursprünglichkeit beobachtet werden können.

Der politische „Sündenbock“ von heute ist ebenfalls ein Opfer zu nennen, dem Teil des Volkes dargebracht, der der herrschenden politischen Richtung opponiert. Doch mag ein derartiger Sündenbock sich trösten, daß er nicht der erste seines Zeichens ist und nicht der letzte, und daß unter seinen Vorfahren leidhaftige Böcke waren, denen es schlimmer erging als ihm.

## Sittenlos und unsittlich.

Aus den Ideen von Multatuli.

In Samojedien — ich weiß nicht, ob das Land so heißt; aber das ist eine Lücke in unserer Sprache, die wir ausfüllen müssen — in Samojedien besteht die Sitte, sich vom Kopf bis zu den Füßen mit ranzigem Teer zu beschmieren.

Ein junger Samojede tat dies nicht. Er beschmierte sich durchaus nicht, weder mit Teer noch mit sonst etwas.

„Er folgt unsern Sitten nicht,“ sagte ein samojedischer Weise, „er hat keine Sitten — er ist sittenlos.“

Das war sehr richtig bemerkt. Selbstverständlich wurde der junge Samojede mißhandelt. Er fing zwar mehr Robben als irgend ein anderer, aber das machte nichts. Man nahm ihm seine Robben, gab sie Samojeden, die sich gehörig mit Teer beschmierten und ließ ihn hungern.

Aber es kam noch ärger. Der junge Samojede, nachdem er eine Zeitlang in diesem unbeschmierten Zustande fortgelebt hatte, fing endlich an, sich mit Eau de Cologne zu waschen. —

„Er handelt gegen die Sitten,“ sprach nun der Weise, „er ist unsittlich! Wohl, wir wollen ihm auch weiter die Robben wegnehmen und ihn überdies schlagen.“

Dies geschah. Aber weil man in Samojedien weder Schmähdreden kannte, noch ein Druckrecht, noch Verdächtigung, noch eine dumme Orthodorie oder einen falschen Liberalismus, weder korrupte Politik, noch korrumpierende Minister, noch eine verrottete Zweite Kammer — so schlug man den Patienten mit den übriggebliebenen Knochen der Robben, die er selber gefangen hatte.

## Bernunft.

Von Joh. Gottfried Seume.

Bernunft, wann wirst du einst die wahre Freiheit setzen, Vor welcher Recht und Ordnung geht?

Die kein Tribun, kein Fürst, kein Bonze zu verlegen Sich frevelnd untersteht?

Erwärme du mein Herz, des Lebens Götterflamme,  
Die tief durch meine Seele glüht,  
Daß nicht mein Auge kalt rund um sich her verdamme,  
Wenn es die Greuel sieht;

Daß Kleinmut nicht und Angst zulezt mich niederziehen,  
Wenn höhrend Druck und Willkür siegt,  
Wenn weit, weit aufgerollt, wohin die Blicke fliehen,  
Die Sündenmappe liegt.

Bleib, Genius, damit uns nicht die Hoffnung schwinde,  
Die über der Ruine schwebt,  
Daß bald die Menschheit sich aus der Geburtsangst  
In der sie jezo lebt. [winde,

Sie haben mich gepeinigt,  
weil ich zu denken wagte;  
sie haben mich gesteinigt,  
weil ich mein Denken sagte,  
weil ich es sang in Liedern  
voll Wahrheit und voll Glut —  
sie konnten nichts erwidern,  
daher die ganze Wut.

Lermontoff.

Zuschriften für die Redaktion sind zu richten an: Frau A. Dannat, Bremen, Bremerhavenerstraße 33. :: Verantwortlich: C. Stucke; Verleger: Karl Lüth; Druck: Herm. Sturm; sämtlich in Bremen.

# Arbeiterpolitik

1. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 6

Redaktion u. Expedition:  
Nummerstraße Nr. 23.

Bremen, den 29. Juli 1916.

Erscheint wöchentlich einmal.  
Preis pro Nummer 15 Pfg.

## Inhalt:

Kriegsparteitag	41
Einheit oder Spaltung der Partei? (Fort.)	43
Im Fangnetz der Widersprüche	45
Aus unserm politischen Tagebuch	46
Feuilleton:	
Himmelfahrt	47
Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen	48
Selbständigkeit	48
Aus „Franz von Sickingen“	48

## Kriegsparteitag.

Die Parteitage sind die höchste Instanz der Sozialdemokratie, die über alle Lebensfragen der Partei zu entscheiden hat. Sie sollen dem politischen Leben der Partei die Richtung geben. In ihnen soll aber auch die Demokratie ihren Ausdruck finden, die die Entscheidungen über die Geschichte der Partei nicht den Händen einiger Mitglieder in bevorzugter Stellung ausliefert, sondern sie in die Hände der organisierten Massen selbst legt. Die Parteitage sollen der Regulator sein, der die mit Notwendigkeit auftretenden Differenzen zwischen dem politischen Wirken der Instanzen und dem politischen Willen der Massen immer wieder auszugleichen trachten soll. In jeder Hinsicht aber sollen sie die Diener der Partei sein, Mittel zur stetigen Steigerung ihrer Kampfsfähigkeit. Und das nicht nur dadurch, daß sie in ihren Beschlüssen durch eine frische, kühne Initiative vorangehen, sondern auch durch die Weckung und Kräftigung des demokratischen Bewußtseins der Arbeitermassen.

Haben die Parteitage der Sozialdemokratie diese elementarsten Aufgaben erfüllt? Abgesehen von einigen wenigen Tagungen, wie Dresden, Jena 1905, die grundlegende Bedeutung für die Parteientwicklung gewannen, sind die meisten Parteitage weit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben. Schon ihre Zusammensetzung bot nicht die geringste Gewähr mehr dafür, daß eine wirkliche Vertretung der Massen über die Geschichte der Partei entschied. Abgesehen von den vollzählig vertretenen Fraktionsmitgliedern, wußten sich auf die Länge hin die Vertreter der Bureaucratie zum ausschlaggebenden Element auf den Parteitag aufzuwerfen. Freilich wurden die Delegierten in den öffentlichen Parteiversammlungen gewählt; allein auch diese Versammlungen boten nicht mehr das Bild wirklicher Vertretungen der Arbeitermassen dar. Wenn man bedenkt, daß von vielleicht 20 000 organisierten Arbeitern und Arbeiterinnen eines Ortes im günstigsten Falle 300 die Delegiertenwahlen vornahmen, die überdies nicht selten durch Cliquenmachinationen vor-

bereitet und im Grunde schon vorher entschieden waren, so kann man sich ein Bild davon machen, wie es um die demokratische Vertretung auf den Parteitag bestellt war. Wie die große Masse der Organisierten den Organisationsgegenüber gleichgültig war, so war sie es in steigendem Maße der höchsten Instanz dieser Organisation gegenüber. So sind die Kundgebungen der Parteitage bei weitem nicht mehr der Ausdruck des politischen Willens der Massen gewesen. Ihre Politik wurde mehr und mehr zur ausgeprägtesten Instanzenpolitik. Sie sanken von ihrer Bedeutung als Wegweiser im Kampfe der Arbeiterklasse zur Bedeutungslosigkeit bloßer Schaustellungen ohne jede politische Initiative herab. Mehr noch, jedes revolutionäre Vorwärtsträngen war im höchsten Grade mißbeliebt und wurde mit allen Mitteln der Parteitagdiplomatie unterdrückt. In den Berichten des Parteivorstandes an die Parteitage traten die politischen Momente immer mehr zurück, während das Verwaltungstechnische sich in gleichem Maße in den Vordergrund drängte. Wie die Bureaucratie erstarrte und von der Dienerin zur Beherrscherin der Partei wurde, so entwickelten sich die Parteitage zu reinen Machsfaktoren der Bureaucratie. Und wie die Bureaucratie sich in der notwendig mit ihr verbundenen Parteidiplomatie eine Waffe im Kampfe gegen den ungefügen Klasseninstinkt der breiten Massen schuf, so fing die Parteidiplomatie an, die Parteitage zu beherrschen und den robusten Massenwillen auszuschalten. Das eigentliche Arbeiterelement war auf den Parteitag so gut wie garnicht mehr vertreten.

In alledem spiegelte sich zunächst die Tatsache ab, daß sich zwischen der Masse der Parteigenossen und den Vertretern der Bureaucratie eine geistige Distanz gebildet hatte, die in den Arbeitern die Ueberzeugung festigte, daß zur Verwaltung des Parteiapparates und zur Bestimmung seiner politischen Richtung ein solches Maß von Kenntnissen gehöre, daß sie selbst für diese Funktionen nicht mehr in Betracht kämen, so daß es ihnen ratsam erscheinen mußte, die Entscheidungen über das Wohl und Wehe der Partei in die Hände der Bureaucratie zu legen. So betrachteten die Arbeiter die Parteitage und ihre Beschlüsse mit einer ähnlichen Ehrfurcht wie die Tätigkeit ihrer Reichstagsabgeordneten, und so wurden die Parteitage von Dienern der Partei zu ihren Beherrschern. Sie entwickelten jenen Parteibureaucratismus, der seinen krassesten Ausdruck in der Verfolgung und Vergewaltigung von Vertretern der revolutionären Minderheit fand. Die Demokratie schwand mehr und mehr dahin, wie sie innerhalb der Arbeiterbewegung selbst immer mehr zur bloßen Formel, der

Bureakratenabsolutismus aber immer mehr zur vollendeten Tatsache wurde.

Unterstützt wurde diese Entwicklung durch den Einfluß der Presse, deren Geschäfts- und Redaktionsapparat der Bureaukratie ebenso eingeordnet war, wie jedes beliebige Gewerkschaftsbureau. Glaubte man noch vor dem Kriege, daß die Parteipresse noch nicht so völlig dem Bureaukratismus und seine entwicklungshemmenden Tendenzen verfallen sei, so hat der Krieg auch diese Verhältnisse geklärt.

Heute stehen wir vor der Tatsache, daß die Parteipresse entweder ganz ins Lager des Sozialimperialismus abgewandert ist, oder sich doch höchstens zum oppositionellen Standpunkt des Parteizentrums aufzuschwingen vermag. Linksradike Blätter gibt es in der deutschen Parteipresse nicht. Auch nicht eine Ausnahme bestätigt diese Regel. Das ist ein Faktum, das für die Entwicklung der Parteiverhältnisse im Sinne des Linksradikalismus von größter Bedeutung sein wird.

Wie der Gewerkschafts- und Parteiapparat, so ist auch die Parteipresse an einem möglichst ungestörten Bestand der heutigen Organisationsformen interessiert. Daher ist auch zwischen Parteizentrum und Sozialpatriotismus in den wichtigsten politischen und parteitaktischen Fragen kein grundsätzlicher, sondern nur ein gradueller Unterschied. Für die Bedeutung der Parteitage ergab sich hieraus, daß sie in ihrer Funktion als Beherrscher des Parteiapparats, des bloßen organisatorischen Mechanismus, den Massen immer plausibler gemacht wurden. Die Behandlung der großen politischen Fragen auf den Parteitagen orientierte sich im Laufe der Zeit immer deutlicher an der Frage nach dem Wohl und Wehe des Organisationskörpers. Kein Wunder, daß sie alle revolutionäre Kraft verlor und immer entschiedener den Weg des Opportunismus einschlug. So wurden die Parteitage, wie die Organisationen, von Mitteln zur Hebung, zu Mitteln der Hemmung des Kampfes.

An diesen Tatsachen gemessen, hätte die Einberufung eines Kriegsparteitages durch die Sozialpatrioten weder etwas Ueberraschendes, noch etwas Unzulässiges an sich. Vor allem aber hat das Parteizentrum nicht den leisesten Grund, über Vergewaltigung zu toben, wenn die Sozialpatrioten nichts anderes unternehmen wollen, als die Organisationen durch die Verhinderung des Kampfes, zu dem der Linksradikalismus drängt, vor der Zerstörung zu bewahren, woran die Zentrumsleute ebenso wie der verstockteste Sozialpatriot aus der Gewerkschaftsbureaukratie mit allen Fasern ihrer leiblichen und geistigen Existenz interessiert sind. Es steht überdies außer aller Zweifel, daß sich auf einem Kriegsparteitag auf jedem anderen Parteitage Sozialpatrioten und Zentrumsvertreter in brüderlicher Eintracht wieder zusammenfinden können, nachdem sie sich doch nur brüderlich entzweit hatten. Die Interessen des Sozialpatriotismus und des Parteizentrums sind die gleichen. Beide sind auf Gedeih und Verderb mit den heutigen Parteiorganisationen verbunden, die sie denn auch vor jeder Spaltung, sei es von innen durch die Austragung der Gegensätze, sei es von außen durch das Wagen des Kampfes, bewahren möchten. Ueber diese Tatsache täuscht auch nicht das kleinbürgerlich-radikale Phrasentum gewisser Zentrumsleute hinweg, das

eine tatsächliche Interessengemeinschaft durch einen ideologischen Gegensatz zu verschleiern trachtet.

Es hatte seine tieferen Ursachen, aber auch seine eigene Ironie, daß die Bezirksführer von Berlin 2 bereits vor Monaten die Wiedervereinigung der beiden Fraktionen ausdrücklich forderten, und es ist nicht von ungefähr, daß die „Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft“ bis heute jeden prinzipiellen Kampf gegen die sozialpatriotische Mehrheit vermieden hat. Auch der Revisionsist Stampfer machte wiederholt den Vorschlag, daß Mehrheit und Minderheit sich wiederfinden möchten, und er führte den Nachweis, daß das wohl möglich sei, wenn nur die Form des Kampfes erträglich bliebe. Daran hat es nun seitens des Parteizentrums gewiß nicht gefehlt, das mit wahrer Lammsgeduld alle Krünne und Püffe ertragen hat, die ihm von rechts wie von links in reichlichem Maße verabfolgt worden sind.

Es ist auch bezeichnend, daß der „Vorwärts“, das führende Organ des Parteizentrums, nach der Sezession der Ahtzehn alsbald beruhigend nachwies, daß die Fraktionspaltung durchaus nicht die Parteispaltung bedeute. Damit stimmt völlig überein, daß selbst der äußerste linke Flügel des Parteizentrums, wie er am typischsten durch die Abg. Henke und Herzfeldt vertreten wird, die Spaltung der Partei nicht mitmachen will. Das bedeutet aber, daß selbst dieser Teil des Zentrums die Wiedervereinigung mit den Sozialpatrioten wollen muß. Ein anderes gibt es nicht. Darauf machte vor langer Zeit bereits Stampfer in einem von der Parteipresse viel beachteten Artikel aufmerksam. Er schrieb: „Eine Organisation mit zwei Fraktionen ist ein Unding. Entweder kommen die beiden Fraktionen in absehbarer Zeit wieder zusammen, oder die Parteiorganisation geht entzwei.“ Und da das Parteizentrum vor der Spaltung zurückschreckt, muß es sich halt mit den Sozialpatrioten wieder vertragen. So ist auch die Kundgebung des Parteiausschusses zu bewerten, daß, nachdem von einem Kriegsparteitag Abstand genommen wurde, nunmehr eine Konferenz der Parteiorganisationen zusammentreten solle, um der fortschreitenden Zerrüttung der Partei vorzubeugen, und es ist selbstverständlich, daß dieses Ziel nur durch den Ausgleich zwischen Sozialpatriotismus und Parteizentrum erreicht werden soll.

Ist dieser Ausgleich möglich? Zweifellos! Es bestehen zwischen diesen beiden Richtungen in allen wichtigen Fragen keinerlei grundsätzliche Differenzen. Beide sind sich einig in der Frage der Landesverteidigung, wenn sie auch in der Auffassung über das Wie?, Wann? und Warum? differieren; beide stimmen überein in der Frage der Einheit der Partei; beide verwerfen die Beitragsperre, höchstens macht ein Teil des Parteizentrums ihre Anwendung von besonderen äußeren Umständen abhängig; beide lehnten den Etat ab. Das Zentrum kann noch wieder zur Bewilligung der Kredite kommen, solange es sich nicht grundsätzlich ablehnend zur Frage der Landesverteidigung geäußert hat; es hat in der Steuerfrage keine erschöpfende grundsätzliche Stellung eingenommen, da es die Steuern als Mittel zur Weiterführung des Krieges zwar ablehnte, gleichzeitig die Welt aber darüber im Unklaren ließ, ob seine Stellung zur Verteidigung des Landes nicht derart sei, daß die Bewilligung von Mitteln zur Weiterführung des Krieges

zwecks Sicherung der Grenzen wieder notwendig werde. Die ganze bisherige Haltung des Parteizentrums ist so unklar, inkonsequent und widerspruchsvoll, daß sie von Anfang an von den Sozialpatrioten schonungslos zerpfückt worden ist, ohne daß das Zentrum sich irgendwie hieb- und stichfest dagegen hätte wehren können. Wenn das Parteizentrum keinen Kriegsparteitag will, so hat es dafür keinen anderen triftigen Grund, als die Furcht vor der sozialpatriotischen Kritik, die alle seine erbärmlichen Halbheiten rücksichtslos ans Licht der Öffentlichkeit zerren und die schwankenden Zentrumsgehaltnisse als reuige Sünder vor aller Welt bloßstellen würde.

Ein Kriegsparteitag der Sozialpatrioten wäre nichts Ungewöhnliches; er wäre etwas ganz Selbstverständliches. Er könnte aber keinen anderen Sinn haben als die natürliche und daher durchaus mögliche Sammlung der Rechten und des Zentrums gegen den Linksradikalismus. Es ist auch nicht weiter verwunderlich, daß man es, da man einen offiziellen Parteitag einstweilen noch nicht beliebte, zunächst mit einer außerstatutarischen Konferenz der Parteiorganisationen versuchen will. Undemokratisch, wie der ganze offizielle Apparat der Partei schon seit Jahren ist, hat er nicht die mindeste Ursache, plötzlich demokratisch zu werden, da er sich zur wirksamsten Stütze des Imperialismus entwickelt hat. Vielmehr muß ihm daran liegen, die Demokratie durch Schaffung einer neuen Instanz, eben jener Sonderkonferenz, der sehr bald der Brunkmantel der Parteilegalität umgehängt ist, noch mehr in den Staub zu treten.

Der Linksradikalismus wird durch alle diese Tatsachen in der Auffassung bestärkt, daß nur die Spaltung der Partei die Gesundung der Arbeiterbewegung herbeiführen kann. Der Riß geht zwischen Rechte und Linke. Mögen die Vertreter des Zentrums, je nachdem es ihnen zweckmäßig für die Sicherung von Haut und Herd erscheint, sehen, wie sie's treiben und wo sie bleiben. Die Einberufung eines Kriegsparteitages oder einer Kriegskonferenz macht es allen Anhängern des Linksradikalismus zur Pflicht, überall und mit allem Nachdruck die Beitragsperre zu propagieren und durchzuführen. Je ausgedehnter das geschieht, umso mehr bricht die Drohung des Parteivorstandes in sich zusammen, die Organisationen, die die Sperre beschlossen haben, als außerhalb der Partei stehend zu erklären. Mit einem Parteiapparat ohne die dazu gehörige Mitgliedschaft der Massen kann selbst der geriebenste und skrupelloste Parteivorstand nichts beginnen. Man lasse sich nicht durch den Einwand des Parteizentrums verblüffen, daß die Durchführung der Beitragsperre die Auslieferung aller der schönen Errungenschaften an die Sozialpatrioten bedeuten würde. Man entgegne darauf: Erstens wären alle diese schönen Errungenschaften in den Händen der Ebert und Scheibemann nichts anderes als Waffen zur Niederhaltung des Proletariats und darum wert, daß sie zugrunde gehen. Zweitens ist es dem Parteizentrum nicht ernst mit dem Kampf gegen den Sozialpatriotismus, so daß es diesen Einwand immer wieder erheben wird, um sich nicht zu dem ersten Schritt, zum wirklichen Handeln entschließen zu müssen. Drittens aber zeigt sich in dieser Auffassung die völlige geistige Uebereinstimmung zwischen Zentrum und Rechte. Beide wollen die schönen Errungenschaften, die Organisationen, für sich

retten. Wenn aber der Einwand des Zentrums zu recht besteht, daß man die Organisationen nicht aufs Spiel setzen soll, dann hat der Parteivorstand tausend mal mehr recht mit seiner Politik des 4. August, die ja gerade verhindern sollte und wohl auch tatsächlich verhindert hat, daß die Organisationen von Staatswegen gefährdet wurden. Der Einwand des Zentrums deckt daher die Haltung der Mehrheit und des Parteivorstandes, und Mehrheit und Parteivorstand können sich jederzeit auf das Zentrum berufen, das, um die Organisationen für sich zu erhalten, nicht einmal gegen die eigenen Parteinstanzen zu kämpfen, nicht einmal die Beitragsperre durchzuführen wagte. Womit die Politik des Parteivorstandes glänzend gerechtfertigt wäre.

Sollte dennoch ein Kriegsparteitag oder eine Konferenz zustande kommen, so würde keine Organisation, die auf sich hält, sich an einem solchen Unternehmen beteiligen, geschweige dessen Beschlüsse durchführen. Es wäre eine der größten Komödien der Weltgeschichte, wenn die Arbeiterchaft sich nach den Erlebnissen des Weltkrieges in ihren Handlungen an den Spinnfäden einer Disziplin leiten ließe, die von den eigenen Instanzen zum Gespött der Welt gemacht wurde. Man nutze Kriegsparteitag und Kriegskonferenz zum Krieg gegen die sozialpatriotische Partei aus, und man hat den Erfolg auf seiner Seite.

## Einheit oder Spaltung der Partei?

### 3. Die Politik des 4. August.

Die Politik des 4. August, die Politik des Burgfriedens mit der Bourgeoisie und der Unterstützung ihrer imperialistischen Unternehmungen, ist, wie wir im ersten Artikel gezeigt haben, eine internationale Erscheinung. Und sie ist nicht nur eine grauam harte Tatsache zweier Jahre, sie ist auch ein Programm der Zukunft. Eine Politik, die gleichzeitig getrieben wird von London bis Petersburg, von Paris bis Wien muß schließlich gleichen Quellen entströmen. Welches sind diese Quellen?

In seinem letzten Buche „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und Glück“, das alle Erkenntnisse des Linksradikalismus mit imperialistischen Auffassungen vereinigt, um aus ihnen eine Begründung der Politik des 4. August zu fabrizieren, erklärt Paul Lensch die Haltung der englischen Trade-Unionisten und der Labour-Party in folgender Weise:

„Diese Herrschaft (Englands auf dem Weltmarkt), die in den letzten Jahrzehnten nicht mehr völlig unerschüttert war, hatte allen in Betracht kommenden Gesellschaftsschichten Großbritanniens Vorteile gebracht, nicht zum mindesten auch der Arbeiterklasse. Ihre privilegierte Minderheit, das heißt die Gewerkschaftswelt, steckte den größten Teil ein, aber auch die große unorganisierte Masse hatte dann und wann vorübergehend ihr Teil. Hier haben wir den Schlüssel zum Geheimnis, daß die englischen Gewerkschaften die stärksten Stützen der englischen Kriegspolitik wurden. Sie wußten sehr wohl, worum es geht und daß sie nur ihre eigenen Privilegien, ihre eigene Ausnahmestellung in der internationalen Gewerkschaftswelt verteidigen, wenn sie Englands Weltherrschaft verteidigen. Ihre gegen kontinentale Verhältnisse immer noch beträchtlich höheren Löhne und durchschnittlich besseren materiellen Lebensverhältnisse fußten auf dieser Weltherrschaft, wer diese angriff, der griff sie selber an.“

Die Auffassung von Lensch ist zwar nicht neu — sie ist eine seiner bekanntesten Anleihen bei den radikalen

Sozialdemokraten — aber sie ist ohne Zweifel richtig. Die Politik der Trade-Unions war immer die Politik der Arbeiteraristokratie, und sie bestand immer in einem Haschen nach den Brocken, die vom Tische der weltbeherrschenden englischen Bourgeoisie fielen. So hat sie Marx, so hat sie Engels auch bewertet. Es ist klar, daß sich die englische Arbeiteraristokratie beim Ausbruch des Krieges nicht aus kurzfristigen Nutznießern der privilegierten Lage der englischen Bourgeoisie in eine Klasse voll Idealismus verwandelt hat, die für die Befreiung der „kleinen Nationen“ blutet. Aber wie kommt es, daß dieselbe Politik von der deutschen Sozialdemokratie und den deutschen Gewerkschaften getrieben wird, die bisher in der Welt als der strikte Gegensatz der englischen Trade-Unionisten galten? Wo liegt der Schlüssel zu diesem Geheimnis? Dieses Geheimnis wurde schon lange vor dem Kriege entschleiert und Lensch half einst dabei, es täglich zu tun. Der Unterschied zwischen den englischen Gewerkschaftlern und der deutschen „sozialdemokratischen“ Arbeiteraristokratie bestand schon vor dem Kriege nur in der verschiedenen politischen Phraseologie.

Die Obersicht der deutschen Arbeiterschaft, die dank der stürmischen Entwicklung der deutschen Industrie verhältnismäßig hohe Löhne bekam, der staatliche und gewerkschaftliche Versicherungseinrichtungen eine verhältnismäßig sichere Lebenslage boten, die gewissermaßen an der bürgerlichen Kultur teilnahm, hat durch den Mund der Revisionisten und Gewerkschaftsführer seit gut fünfzehn Jahren immer häufiger erklärt, sie habe mehr als Ketten zu verlieren, ihr langer Kampf habe bereits Erfolg gezeitigt. Im revisionistischen Lager spielten zwar die kleinbürgerlichen Elemente aus dem Süden eine bedeutende Rolle, aber die wachsende Macht des Revisionismus im Parteileben bestand eben darin, daß die Gewerkschaftsführer sich zu denselben kleinbürgerlichen Idealen bekannten.

Die Politik der Arbeiteraristokratie ist schließlich eine rein kleinbürgerliche, weil sie an den Grundlagen des Kapitalismus nicht rüttelt, sondern möglichst viel von seinen Vorteilen zu erhaschen sucht. Natürlich bekannten sich die deutschen Gewerkschaftler und Revisionisten zum Sozialismus; denn im Gegensatz zu den englischen Trade-Unionisten, die in liberalen Auffassungen aufgewachsen sind, sind sie in sozialistischen Auffassungen erzogen worden und — was noch wichtiger ist — die breiten Arbeitermassen waren in Deutschland von der sozialistischen Ideologie durchtränkt. Aber der Sozialismus ward ihnen zu einem fernen Ideal oder nur zur Phrase. Ihre tägliche Arbeit erschöpfte sich in dem Kampf um kleine Vorteile. Von diesem Standpunkt beurteilen sie auch die Politik: sie stemmen sich jedem Versuch einer Massenbewegung, die breiten Kreisen der Arbeiterschaft politische Rechte und Besserung der Lebenslage bringen sollte, entgegen. Sie begründeten ihren Protest gegen die „Revolutionstomantik“ zwar mit der angeblichen Unmöglichkeit solcher Aktionen, aber in Wirklichkeit handelte es sich um die Angst vor der Gefährdung der bisherigen Errungenschaften der Arbeiteraristokratie. Nicht um ihre Verallgemeinerung durch diese Massenbewegung, sondern um ihre Steigerung handelte es sich für die Arbeiter-

bureaukratie, die sich aus der Arbeiteraristokratie rekrutierte und ihre Interessen vertrat. Deswegen waren sie alle Anhänger der revisionistischen Politik der Annäherung an die Bourgeoisie, die den „ruhigen, sachlich vorgehenden“ Elementen Zugeständnisse machen sollte, während sie durch die „radikalen Phrasen“ nur erschreckt und in die Arme der Reaktion getrieben wird. Auch hatten die Gewerkschaftsführer und die Revisionisten nichts dagegen, wenn die Bourgeoisie ihnen die Zugeständnisse auf Kosten der Volksmassen anderer Länder machen würde.

Die Gewerkschaftsführer und die Revisionisten waren durch die Bank Anhänger der Kolonialpolitik, die nichts anders ist, als die Verwendung fremder Volksmassen zu kapitalistischen Zwecken. Bewiesen sie nicht, daß die Kolonialpolitik im Interesse der deutschen Arbeiter liege? Wenn es sich um die breiten Kreise der Arbeiter handelt, um die Arbeiterklasse als Ganzes, so stimmte die Rechnung zwar nicht, aber eine kleine Schicht der am qualifiziertesten Arbeiter ergattert Abfälle von den Riesensprossen der Unternehmer. Diese Abfälle sind nicht nur das Ideal der deutschen Gewerkschaften in der Zukunft, sondern sie bildeten schon vor dem Kriege — ebenso wie in England — die Butter auf dem Brot der deutschen Arbeiteraristokratie, nur daß sie in Deutschland eine kleinere Schicht betraf als in England. Denn das deutsche Kapital näherte sich mit Riesenschritten der Lage, die das englische Kapital bereits erobert hat: durch seinen Industrieexport, der dem englischen fast gleich, durch seinen mit jedem Jahre wachsenden Kapitaleport, hatte sich das deutsche Kapital schon vor dem Kriege, nach England, den größten Anteil an der Weltbeute gesichert. Und auch die deutsche Arbeiteraristokratie hatte sich den Platz dicht neben der englischen erobert. Wie die deutsche Bourgeoisie in diesem Kriege versucht, durch die Erringung der „Freiheit der Meere“, durch die Gründung Mitteleuropas wenigstens die gleiche Lage wie die englische zu gewinnen, träumen die Gewerkschaften von den Fleischtopfen Ägyptens.

Wie in England, so sind auch in Deutschland Arbeiteraristokratie und -bureaukratie die Träger der Politik des 4. August. In Frankreich, Italien und Rußland sind diese Schichten schwächer entwickelt, wie auch diese Länder weit hinter Deutschland und England auf dem Weltmarkt hertrotten. Aber auch in Frankreich stand die organisierte Arbeiteraristokratie hinter den sozialpatriotischen Führern, deren Patriotismus, wie Herve schon in seinem Buche „Das Vaterland der Reichen“ (1907) einwandfrei bewiesen hat, in der Angst vor dem Verlust der Mandate bestand, deren Erlangung von dem Kleinbürgertum abhängig ist. Das Interesse der Politikaster, die die Abgeordnetenstellung weit über ihre bisherige soziale Lage erhebt, verbindet sich mit dem ihrer Klientel, der sie kleine Beamtenstellen, Läden der Monopolverwaltung usw. zuschanzen. Der Rißer für die Massen aber bildet die größere politische Freiheit in Frankreich, wie seine revolutionären Traditionen. In Italien und Rußland ist der Kreis der bevorrechteten Arbeiter sehr klein, weswegen dort die große Mehrheit der Partei dem Sozialismus treu geblieben ist. Aber selbst in diesen Ländern gruppiert sich um die Sozialpatrioten — die Reformisten und Mussoliner in Italien, die Gruppe der

„Selbstverteidigung“ in Rußland — ein Kern qualifizierter Arbeiter, der rein reformistisch denkt und deswegen mit der Bourgeoisie geht.

Die Politik des 4. August stellt die Krönung der Politik des Opportunismus dar, wie er sich in der zweiten Internationale entwickelt und unter dem Namen des Revisionismus und Reformismus auftrat. Schon im Jahre 1903 nannte der damals auf der Höhe seines Radikalismus stehende Parvus diese Politik der Arbeiteraristokratie nationalliberale Arbeiterpolitik; denn ebenso wie die Nationalliberalen die Ziele der Bourgeoisie im Bündnis mit den Junkern, nicht im Kampfe gegen sie zu erreichen suchten, so sucht die Arbeiteraristokratie und Bureaukratie ihre Ziele im Bündnis mit der Bourgeoisie zu erreichen. Daß diese Politik unvereinbar mit dem Sozialismus ist, wußten wir schon vor dem Kriege. Aber wir glaubten, daß es sich bei dieser Politik nur um Illusionen der Führer handelt, die unter dem Druck der sich verschärfenden Klassengegensätze verflattern werden. Die Erfahrung zeigte, daß wir uns geirrt haben. Erstens war diese Politik nicht nur die der Führer. Es stand hinter ihr ein Stamm von Arbeitern, der nichts anderes als die Führer wollte. Und es wäre eine verhängnisvolle Illusion, wenn wir uns einreden wollten, daß jetzt hinter diesen Führern keine Massen ständen, oder wenn sie hinter ihnen stehen, daß sie dies nur tun, weil sie nicht genügend aufgeklärt sind. Die Spaltung geht durch die Arbeitermassen selbst; überall hält zu den Sozialpatrioten ein Teil der Arbeiter, und er tut dies nicht aus mangelnder Aufklärung, sondern weil er nur Reformen will. Ohne daß man dies erkennt, ist man verurteilt, eine illusionäre Parteipolitik zu treiben, weil man die Kraft des Gegners unterschätzt.

Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß sich die Träume der Sozialpatrioten nicht erfüllen werden: die Kosten des Krieges, der nach ihm einsetzende Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkte, die Konzentration des Kapitals, die wachsende politische Reaktion wird in keinem Lande die Bourgeoisie geneigt machen, der Arbeiteraristokratie irgendwelche bedeutenderen Zugeständnisse zu machen. Die Tragikomödie des Sozialimperialismus besteht darin, daß er den Sozialismus verriet, um durch ein Bündnis mit der Bourgeoisie Reformen zu erlangen; zu diesem Zwecke unterstützt er sie im Kriege. Aber der Krieg zerstört alle Illusionen des Sozialimperialismus.

Nun könnte man schließen: obwohl der Sozialimperialismus den Verrat am Sozialismus darstellt, werden Arbeiteraristokratie und -bureaukratie nach dem Kriege einsehen müssen, daß sie sich geirrt haben, und sie werden von neuem den Weg des Kampfes betreten. Laßt uns also nur ihre Illusionen kritisieren, wodurch wir ihr Ende beschleunigen; aber brechen wir nicht mit ihr, spalten wir die Arbeiterbewegung nicht; denn der Gang der Ereignisse wird uns recht geben und so die ganze Arbeiterschaft in geschlossenen Kolonnen in den Kampf führen.

Diese Schlüsse sind unrichtig. Das wollen wir demnächst beweisen.

## Im Fangnetz der Widersprüche.

1.  
Einer der hervorragendsten Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie veröffentlichte vor kurzem unter dem Pseudonym „Junius“ eine Broschüre über die Krise der Sozialdemokratie, in der er zwar die Gründe dieser Krise nunmehr seit nahezu zwei Jahren tobenden Krise ununtersucht läßt — nebenbei auch ein Mangel der „Leitsätze“ der Gruppe Internationale — in der er aber in ausgezeichneter Weise mit dem Flitterkram der Argumente aufräumt, mit denen die Sozialpatrioten Deutschlands ihre Preisgabe des Klassenkampfes und des Sozialismus verteidigen. Wir wollen uns hier nur an diejenige Frage halten, die der Verfasser natürlich auch behandelt, die nach einem treffenden Worte Karl Liebknechts die Achse aller Fragen des Weltkrieges bildet: die Frage der Landesverteidigung. Diese Frage ist für die ganze Internationale von der größten Bedeutung, nicht nur jetzt im Kriege, sondern auch nach Friedensschluß, wo es sich darum handelt, die geistige Bilanz des Krieges zu ziehen. Um es gleich zu sagen: wir können nicht anders, als die Auffassung von Junius über diese Frage kritisch behandeln. Der Standpunkt von Junius befindet sich im Gegensatz nicht nur zu den Auffassungen der Vertreter der radikalen Internationalisten in anderen Ländern, sondern auch Deutschlands, z. B. Karl Liebknechts. Was aber noch auffällender ist, Junius befindet sich, wie wir noch sehen werden, in ununterbrochenem Gegensatz zu sich selbst. Die Aufdeckung der Widersprüche des Verfassers dient keinen polemischen Zielen, sondern der Beleuchtung dieser höchst wichtigen Frage.

Über den Charakter des Weltkrieges ist Junius sich vollkommen klar. Das demokratische Programm der nationalen Vereinigung war das Programm des aufsteigenden Kapitalismus. „Seitdem hat der Imperialismus das alte bürgerlich demokratische Programm vollends zu Grabe getragen, indem er die Expansion über nationale Grenzen hinaus und ohne jede Rücksicht auf nationale Zusammenhänge zum Programm der Bourgeoisie aller Länder erhoben hat“. Und nun analysiert Junius die nationale Parole, deren realer Inhalt und Funktion sich gegen früher in ihr Gegenteil verkehrt hat. Junius verfolgt dann den imperialistischen Charakter des Krieges bis in alle Schlupfwinkel, beweist in ausgezeichneten Ausführungen über die Lage der kleinen Staaten, daß auch sie, einmal durch die Flut des Weltkrieges mitgerissen, keinen nationalen, sondern einen imperialistischen Krieg führen würden, weil der Weltkrieg sich unter den jetzigen Bedingungen „ganz mechanisch unabwendbar zum imperialistischen Weltaufteilungsprozeß auswachsen mußte“.

Aus diesen Voraussetzungen zieht Junius nun ganz unerwartete Schlüsse. „Gewiß nichtswürdig das Volk, das vor dem äußeren Feinde kapituliert, wie nichtswürdig die Partei, die vor dem inneren Feinde kapituliert. Nur eines haben die Feuerwehrleute des brennenden Hauses (d. s. die Sozialpatrioten. D. R.) vergessen: daß im Munde des Sozialisten die Vaterlandsverteidigung etwas anderes bedeutet. Etwas anderes nämlich als die Rolle, die ihm durch den imperialistischen Krieg zudiktirt wurde. Also nicht Ablehnung der Vaterlandsverteidigung, sondern eine andere Vaterlandsverteidigung!“

Worin besteht sie? Nachdem Junius gezeigt hat,

wie oft in der Geschichte die herrschenden Klassen, die die feindliche Invasion den Volksmassen als den Schrecken aller Schrecken darstellen, eben diese Invasion herbeiführen, um die aufsteigenden Klassen der eigenen Nation niederzuhalten, schreibt er: "Wenn für die herrschenden Klassen die Invasion ein erprobtes Mittel gegen den Klassenkampf, so hat sich für die aufstrebenden Klassen der schärfste Klassenkampf noch immer als das beste Mittel gegen die Invasion erwiesen". Er beweist das mit dem Hinweis auf die mittelalterliche Geschichte der italienischen Städte, auf die französischen Jakobiner, die, um die gegen das revolutionäre Frankreich heranrückenden feudalen Mächte niederzurufen, zum rücksichtslosen Kampfe gegen die Vertreter des Feudalismus in Frankreich selbst übergehen mußten und schließlich dann mit der Untersuchung der Frage nach dem Verhalten der Sozialdemokratie im heutigen Kriege. "Sollte sie etwa erklären: da dieser Krieg ein imperialistischer, da dieser Staat nicht dem sozialistischen Selbstbestimmungsrecht, nicht dem idealen Nationalstaat entspricht, so ist er uns gleichgültig und wir geben ihn dem Feinde preis?" Junius verneint diese Frage: "Das passive Gehen- und Geschehenlassen kann niemals Richtschnur für das Verhalten einer revolutionären Partei wie der Sozialdemokratie abgeben". Er verlangt dann, daß die Sozialdemokratie eine selbständige Klassenpolitik hätte einschlagen sollen, die in jeder großen Krise über sich hinausstreift. Und worin sollte diese selbständige Klassenpolitik bestehen? Es galt gerade mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker und mit der nationalen Verteidigung ernst zu machen. Und der erste Schritt dazu sei die Miliz; d. h. unter anderem die Beseitigung aller politischen Entrechtung, da die größte politische Freiheit als Grundlage der Volksverteidigung nötig sei. "Die wirklichen Maßnahmen der nationalen Verteidigung zu proklamieren, ihre Verwirklichung zu fordern, das wäre die erste Pflicht der Sozialdemokratie". Es galt, so meint Junius, der europäischen Reaktion das alte wahrhaft nationale Programm der Patrioten und Demokratie von 1848, das Programm von Marx, Engels, Lassalle entgegenzustellen. "Das war die Fahne, die dem Lande vorangetragen werden mußte, die wahrhaft national, wahrhaft freiheitlich gewesen wäre und in Uebereinstimmung mit den besten Traditionen Deutschlands, wie mit der internationalen Klassenpolitik des Proletariats".

Das ist der Standpunkt von Junius. Bevor wir zur Prüfung seiner historischen Voraussetzungen übergehen, möchten wir auf folgende Tatsachen aufmerksam machen. Der Standpunkt von Junius hat während vieler, vieler Monate der inneren Entwicklung der entschiedenen Linken diese nahezu unberührt gelassen. Zwar finden sich in den "Leitsätzen" der Gruppe Internationale leise Spuren dieses Standpunktes; aber ihr Kern hat mit ihm nichts gemein. Ebenso fehlt dieser Standpunkt in allen anderen Rundgebungen der entschiedenen Linken, von den I. S. D. gar nicht zu reden. Wie kommt es nun, daß zwanzig Monate der Entwicklung der Linken so sehr an dem Programm von Junius vorübergehen konnten, obwohl er selbst und seine Freunde diese Entwicklung offenbar stark beeinflussten? Weil dieses Programm nur eine historische Reminiszenz ist, den Voraussetzungen der imperialistischen Epoche aber vollkommen widerspricht. Wir wollen das im zweiten Artikel nachweisen.

## Aus unserm politischen Tagebuch.

16. Juli.

Ueber den Kriegssozialismus läßt sich Professor Euzo Brentano im "Berliner Tageblatt" also vernehmen:

"Unser Sozialismus ist ein Sozialismus, statt zugunsten der Armen, zugunsten gewisser Klassen der Besitzenden; er führt, statt zum Vorteil der Gesamtheit, zur weiteren Bereicherung einzelner Monopolisten, auf Kosten der Gesamtheit. Was dagegen nötig ist, wäre, daß dem neuen Wirtschaftsdiktator, oder wie man den Leiter der neugeschaffenen Zentralstelle nennen will, die Befugnis erteilt werde, die Gesamtproduktion so zu leiten, daß einer jeden einzelnen Wirtschaft und insbesondere einem jeden Landwirt das vorgegeschrieben wird, was er produzieren muß. Heute produziert ein jeder das, wovon er erhofft, den größten Vorteil zu ziehen; ob dies gerade das ist, was das für den Augenblick wichtigste wäre, steht ihm hinter seinem Rentabilitätsstandpunkt zurück. Und der ja auch sonst vielfach angezeigte Satz der theoretischen Nationalökonomie, daß das, was für den einzelnen das Rentabelste ist, auch für die Gesamtheit das jeweilig Vorteilhafteste sei, hat für einen Zustand, in dem, wie gegenwärtig, die freie Konkurrenz ausgeschlossen ist, jedenfalls keine Geltung. Nachdem der "Diktator" die einzelnen so gezwungen hat, das, was für das Ganze das Nützlichste ist, zu produzieren, muß er ferner dafür sorgen, daß sie das Produzierte nicht zurückhalten. Heute aber sorgen viele Produzenten nicht nur unter Vernachlässigung aller von den Behörden erlassenen Verbrauchs-vorschriften in erster Linie für sich, sondern verstehen es auch, sich als Folge der allgemeinen Not auf Kosten der übrigen zu bereichern. Da setzen wir Höchstpreise fest, aber da diese Höchstpreise den Produzenten und Händlern nicht genügen, bringen sie ihre Ware nicht auf den Markt, um durch Zurückhalten eine Steigerung der Höchstpreise herbeizuführen. Das Einzige, was dem abhelfen kann, ist, daß man alle Produkte nach ihrer Fertigstellung sofort für das Ganze beschlagnahmt und dann dafür sorgt, daß nun auch allen das, was ihnen zukommt, zuteil werde. Was nützt uns das Duzend Karten, das wir jetzt als Anweisung auf soundsoviel Brot oder Mehl, Schweinefleisch, Zucker, Butter, Milch, Reis und Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Eier, Petroleum, Spiritus usw. verteilen, wenn die Masse der Bevölkerung, teils weil die Preise zu hoch sind, teils weil die betreffende Ware überhaupt nicht auf den Markt kommt, die Lebensmittel doch nicht erhält?"

19. Juli.

Der Streit um die Richtung der deutschen imperialistischen Politik geht rüstig weiter. Herr Ballin, der Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, erklärt einem Vertreter der "Berliner Tagezeitung" gegenüber: "Wir kämpfen dafür, daß die Freiheit auf den Meeren und unsere Stellung als Kolonialmacht zukünftig derart sind, daß wir nicht mehr bei England zur Miete wohnen."

Das hört Graf Ernst zu Reventlow sehr gern. In der "Deutschen Tageszeitung" schreibt er deshalb zu dieser Erklärung Ballins:

"Unsere Leser wissen, daß gerade die Redewendung und das Bild des "Zurmietwohnens" bei England von der "Deutschen Tageszeitung" seit langem angewandt worden ist. Wir haben stets darzulegen versucht, daß eine wirkliche Freiheit der Meere für Deutschland nur auf dem Boden der Machfrage und ihre entsprechende Beantwortung durch Beschaffung und Organisation der erforderlichen Machtmittel fester und schwimmender Natur erreicht und gesichert werden kann. Wenn Herr Ballin sich mithin der Wendung bedient, die Freiheit der Meere müsse für uns derart sein, daß wir nicht mehr bei England zur Miete zu wohnen brauchen, so sind die Konsequenzen aus dieser Anschauung für das Maß, und die Art dessen, was erreicht werden muß, ebenso klar wie unausweichlich. Ebenso geht aus dem Ballinschen Worte "nicht mehr" hervor, daß er den bestehenden Zustand — und zwar vollkommen richtig — als ein Zurmietwohnen Deutschlands bei England ansieht. Ballin vertritt also den Standpunkt, daß der bisher geltende Zustand, welcher aus nicht genügender Flottenmacht einerseits, andererseits aus der beispiellosen Ungunst der deutschen Seeküsten sich mit Notwendigkeit ergeben hat, unbedingt einer Aenderung bedürftig, wenn für die Zukunft eine wirkliche "Freiheit der Meere" für Deutschland erreicht werden solle."

Herr Ballin, der Vertreter des Reedereikapitals, und der Graf zu Reventlow, sind in diesem Punkte also durchaus einer Meinung.

## Feuilleton

### Himmelfahrt.

Seitdem die Kirche alt geworden, hat sich mancher müde Mann den Weg nach Damaskus entlanggeschleppt, den einst der jugendliche, schwertgegrütete Paulus dahingestürzt war. Was bei Paulus das Bekenntnis zur revolutionären Tat war, das wurde bei vielen, die von Athen nach Rom zogen, zum Eingeständnis entfangsvoller Schwäche nach übermütigem, götterstürzendem Treiben.

Auf dem Ozean schiff mit tausend Masten der Jüngling.

Still auf gerettetem Boot treibt in den Hasen der Greis.

Wieder hat einer, der sich vermaß, den Himmel zu stürmen, die Himmelfahrt angetreten. Hermann Bahr hat seinen Frieden mit der alleinseligmachenden Kirche geschlossen. Er, der in der Berliner Freien Bühne dem frechen Naturalismus die Wege ebnete, der Kant, Marx, Mach zu seinen größten Erlebnissen rechnete, der sein politisches Glaubensbekenntnis dahin zusammenfaßte: "Früher Sozialdemokrat, jetzt aber Anarchist, da es mein fester Glaube ist, unsere Kultur müsse zugrunde gehen, wenn es ihr nicht gelingt, zur vollen Freiheit zu gelangen, welche durchaus keine Gewalt mehr nötig hat", der es für gut fand, aller Welt zu sagen, daß er anno soundsoviel die katholische Kirche verlassen habe, er hat jetzt einen Roman geschrieben, in welchem er die Geschichte seiner Bekehrung erzählt. Nicht, daß er glaubte, die christlich-germanische Seligkeit schon ergriffen zu haben oder gar vollkommen zu sein, wie es jene naiven Seelen sind, die nicht grübeln und nicht kritteln, sondern in Gottesfurcht ihr ewiges Gleichgewicht erhalten, noch wie jener Kirchenfürst seines Romans, der sein Geschäftstalent wie sein diplomatisches Geschick nur verwendet ad majorem dei gloriam. Aber er trägt sein Bühnengewand von neumodischem Schnitt mit tragischem Ernst. Und er schreckt vor keiner Konsequenz zurück. Mit Gott und seinen Engeln und Heiligen akzeptiert er zugleich die ganze göttliche Weltordnung, die er so oft als trauriges Pfluschwerk kritisierte. Er sieht sich gar gezwungen, dem Adel seine gottgewollte Stellung in der Gesellschaft zuzugestehen. Da nun freilich die Rolle des Adels unter der Herrschaft des Finanzkapitals als gesellschaftliche Notwendigkeit total ausgepielt ist, so bringt er ihm eine rein ästhetische Rechtfertigung dar: "Die größte Dummheit des Adels ist es, wenn er auf einmal ein schlechtes Gewissen hat. Habt ihr die Kraft nicht mehr, das den Völkern unentbehrliche Bild des reinen, zwecklosen, schönen Sinnes zu geben, dann packt ein und werdet Meier oder Müller; es wird dann schon ein neuer Adel kommen, oder das Rad steht überhaupt still! . . . Das Leben wäre unerträglich, wenn die Menschheit nur aus Nutzvieh bestünde!" Das Nutzvieh wird Herrn Bahr ewig dankbar sein, daß er ihm die Augen geöffnet hat für das große Glück, welches ihm im Dasein jener nichtsnutzigen Nippfiguren beschert worden ist. Mit dieser Rechtfertigung des Adels haben wir nun den ganzen romantischen Himmel — immer freilich modern zugestuft — beieinander. Und der Stellvertreter Bahrs im Roman, der Graf Flagn, ist selbst ein durchaus romantischer Geselle. Er hat sein Leben lang herumirrtlichtert, hat von allen Kochtöpfen der Wissenschaft genascht, hat in allen Künsten mit seinem Talenten dilettiert, sich an manchem Liebesfeuer verbrannt und ist schließlich von der Liebe und dem Spiritismus gleicherweise betrogen worden. Nun er nicht mehr ein noch aus weiß, "schickt

\* Hermann Bahr: Himmelfahrt. S. Fischers Verlag, Berlin. 6,00 Mk.

Gott die gräßliche Prüfung dieses Krieges über die Menschheit, ein verlorenes Geschlecht im letzten Augenblick noch zu retten." Und Hermann Bahr findet seinen Gott. Er kehrt zurück, ein reuiger Sünder, in den Heilsschoß der katholischen Kirche.

Es ist das alte Problem der Romantik, das sich hier aufstut. All die Romantiker sind den Weg Bahrs gegangen. Soll man Kant schon dazu rechnen, der dem Gottesglauben die Hintertür seiner Ethik öffnete, nachdem er seine Unvereinbarkeit mit der menschlichen Vernunft nachgewiesen hatte? Dann ist Schelling. Ausgehend von einer kühnen Naturphilosophie, endete er im Katholizismus. Und Görres. Im "Rheinischen Merkur" piff er recht jakobinisch die Carmagnole, um später als Jesuit die ewige Litanei der alleinseligmachenden Kirche zu dozieren. Die beiden Schlegel, die in der Luzinde ein frühes Beispiel naturalistisch-unbekümmerter Schilderung gaben und dennoch nach Canossa gingen. Selbst Heine, der jene so scharf gestriegelt, ist auf seine alten Tage gläubig geworden. Und auch ein ganz Moderner zog nach Damaskus: Strindberg.

Heine, Strindberg und dann Bahr. Wie breit klast die Kluft zwischen diesem und jenen. Von Heine kann man sagen, er sei vorichtig genug gewesen, schon beizeiten die Gründe für seinen Sündenfall anzugeben. In seiner Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland sagt er: "Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie eleison singen ob solcher Bekehrung — es beweist aber nichts für ihre Meinung, es beweist nur, daß der Mensch sich dem Katholizismus zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er seine physischen und geistigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todsbette sind so viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Bekehrungsgeschichten gehören höchstens zur Pathologie und würden nur schlechtes Zeugnis geben für eure Sache." Dem Katholizismus ist Heine bis ans Ende seiner Tage feind geblieben, aber zum persönlichen Gotte hat er sich zurückgefunden. Das nun geschah, als ihm die physischen und geistigen Kräfte dahinschlössen, als er mit taunendem Gebreden, gelähmt und fast blind, in seiner Matrazengruft lag. Da tat für den Poeten der Dichtergenius ein übriges, der geheimnisvoll und silberhell dem Buche der Bücher, der Bibel, entquillt. Der Kämpfer Heine war von einer tödlichen Krankheit gefällt, da mußte das träumerische Gemüt in ihm überhandnehmen.

Noch deutlicher zeigte sich diese Quelle der Bekehrung bei Strindberg. Dieser faulische Grübler, dem die Erkenntnis von der Bedingtheit alles Erkennes abging, der stets nach absoluter Wahrheit suchte, der stets, wenn er sie gefunden zu haben glaubte, mit ungestüher Energie, mit hehrem Bekennermut für sie eintrat und sie rücksichtslos bis zu den letzten Konsequenzen trieb, der mußte freilich einen Zusammenbruch seiner Weltanschauung nach der andern erleben. Und als so jedes Fundament zerbarst, auf dessen eherne Festigkeit er sich verlassen, da ward er immer weitergetrieben auf dem schwankenden, schwabenden Boden des Ungewissen und Unwirklichen. Da er kein reines, ungebrochenes Licht fand, trieb es ihn immer tiefer hinein ins Dunkle und unwahrscheinlich Geheimnisvolle, bis zum plumpen Köhlerglauben der Alchimie, hinein in die Kirche. In einem Leben voll lobendem Brand hatte sich sein Feuer verzehrt. Er starb im Wahnsinn.

Wie arm steht Hermann Bahr, der eigentlich immer nur die Trommel für andere geschlagen hat, neben den beiden. Und es wäre eine Blasphemie, diesen wienerischen Naturburschen neben ihnen zu nennen, wenn sein Fall nicht von symptomatischer Bedeutung wäre. Bahr ist nämlich nicht der erste, der in dieser Zeit zum Katholizismus zurückgekehrt ist. Und so mancher aus seinem Kreise steht nahe davor. Der Naturalismus, jene Strömung in der

Kunst, die in den achtziger und neunziger Jahren aufkam, erst als Frevel am heutigen Geist der Kunst stark bekämpft wurde und sich dann doch kräftig durchsetzte, hat eine wunderliche Entwicklung durchgemacht. Von der krassen, wahrheitsernstesten Schilderung der sozialen Zustände im Kleinbürgertum und der Arbeiterschaft ist er stetig auf einem immer ausgeprägteren Symbolismus und Mystizismus herabgesunken, der die mannigfaltigsten Formen angenommen hat. Deutlich zeigt sich das bei Hauptmann, der seine Kette sozialer Dramen durchflocht mit den Blüten symbolischer Dichtungen und dabei immer mehr verflachte. Von seinen Webern bis zur tanzenden Pippa ist ein einziger konsequenter Abstieg. Dehmel verlor sich nach einigen prächtigen sozialen Liedern mehr und mehr in ein abstrus-sinnliches Jesus-Beatus-Geklingel, um schließlich über die Geschmacklosigkeit seines Michel Michael zu bismarckischer Heldenverehrung zu gelangen. Fidus schenkte uns erst seine reinen kraftvollen Sonnenkinder. Jetzt zeichnet er ölige Sonnen, die indischen Mystizismus nur so ausschmücken. Bölsche schilderte in dichterischer Verklärung die Natur. Der erste Teil seines Liebeslebens ist die Frucht der Vermählung von Kunst und Wissenschaft. Aber er träumte sich stets tiefer hinein in einen verschwommenen Pantheismus, der tief unter dem lebensfreudigen Heidentum Goethes steht. Und so könnten wir die ganze Reihe der Chorführer des jüngsten Deutschland durchgehen, um überall verwandte Erscheinungen zu finden.

Nach einem wollen wir erwähnen, der in naher Beziehung zur naturalistischen Schule steht: John Henry Mackay. Er hat der Arbeiterklasse die kraftvollsten Lieder von ungestümem, revolutionärem Feuer gegeben. Aber auch er hat abgeschworen und aus seiner Gesamtausgabe die kühnsten dieser Gesänge verboten. Konrad Haenisch hat ihm darob den geistigen Tod bekrundet. Und wo steht Konradin der Stauer jetzt?

#### Wunderlicher Wechsel der Zeiten!

Worauf ist nun diese eigenartige Wandlung zurückzuführen, die doch offenbar eine allgemeine Erscheinung ist? Es spricht sich darin die ganze unbefriedigende Ziellosigkeit im Dasein unserer Intellektuellen aus. Der Künstler muß Bannerträger für eine große Idee sein, sonst wird er in Künstelei und allerhand philosophische Marotten verfallen. Im Anschluß an die kämpfende Arbeiterklasse hätten sie fast diese große Idee gepackt. Und das Beste, was sie schufen, ist in der Zeit ihrer engsten Verbindung mit der Arbeiterschaft entstanden. Aber sie waren nicht für den zähen Kleinkampf geschaffen, der die historische Notwendigkeit seit den neunziger Jahren bis an den Weltkrieg heran gewesen ist. Statt in der Klasse gingen sie in der Clique auf. Außerdem hatte die Moderne das Pech, modern zu werden. Das verpflichtete sie zur Unterhaltungsliteratur oder zu exzentrischen Fagen. Mit dem klingenden Erfolg mußte sich der Ekel einstellen, denn man schreibt nicht ungestraft für Bourgeoisweibchen, Modejünglinge und ästhetische Klubs. Einmal muß die Erkenntnis von der Sinn- und Zwecklosigkeit des ganzen literarischen Treibens kommen, und dann hält am Ende die Kirche ihre Pforten offen für alle, denen das irdische Dasein nichts mehr zu bieten hat. Durch die imperialistische Epoche, die auch im Bürgertum wieder etwas wie einen Idealismus geweckt und dadurch gerade die Schicht der Intellektuellen herangezogen hat, konnte dem Prozeß für einige Zeit Einhalt geboten werden. Aber daß gerade in dieser Kriegszeit sich bei einem von ihnen, Hermann Bahr, die letzte Wandlung vollzog, deutet darauf hin, daß die Frist nur kurz sein kann. Gerade wenn die Arbeiterbewegung neue, stärkere Formen annehmen wird, werden sie erst recht in den Schutz der heiligen Kirche flüchten.

#### Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen.

Wir, Bürgermeister und Senat,  
Wir haben folgendes Mandat  
Stadtväterlicht an alle Klassen  
Der treuen Bürgerschaft erlassen:

Ausländer, Fremde sind es meist,  
Die unter uns gesät den Geist  
Der Rebellion. Vergleichen Sünder,  
Gottlob! sind selten Landeskinde.

Auch Gottesleugner sind es meist;  
Wer sich von seinem Gotte reißt,  
Wird endlich auch abtrünnig werden  
Von seinen irdischen Behörden.

Der Obrigkeit gehorchen, ist  
Die erste Pflicht für Jud und Christ.  
Es schließe jeder seine Bude,  
Sobald es dunkelt, Christ und Jude.

Wo ihrer drei beisammen stehn,  
Da soll man auseinandergehn.  
Des Nachts soll niemand auf den Gassen  
Sich ohne Leuchte sehen lassen.

Es ließe seine Waffen aus  
Ein jeder in dem Sildehaus;  
Auch Munition von jeder Sorte  
Wird deponiert am selben Orte.

Wer auf der Straße räsonniert,  
Wird unverzüglich fülliert;  
Das Räsonnieren durch Gebärden  
Soll gleichfalls hart bestraft werden.

Vertrauet eurem Magistrat,  
Der fromm und liebend schützt den Staat  
Durch huldreich hochwohlweises Walten;  
Euch ziemt es, stets das Maul zu halten.

Heinrich Heine.

#### Selbständigkeit.

Wer heut' frech genug ist, selbständig zu sein,  
Für den gibt's weder Stellung noch Brot;  
Mag er verhungern, der Lump!  
Xanthippus.

Ich kann nicht schweigen, kann durch Schweigen nicht  
Mir Obdach und des Leibes Sicherheit erkaufen!  
Mich treibt der Geist! Ich muß ihm Zeugnis legen,  
Kann nicht verschließen, was so mächtig quillt.

Je härter anwächst die gemeine Not,  
Daß in Verzweiflung, wie wenn Pest uns schreckt,  
Ein jeder still ins eigne Haus sich birgt,  
Lautlos am andern vorübergehend —  
Nur umso mehr treibt mich des Geistes Gewalt,  
Entgegen der Verheerung mich zu werfen,  
Je mehr sie droht, je mehr sie zu befehlen!

Die Besten müssen springen in den Riß der Zeit,  
Nur über ihren Leibern schließt er sich,  
Nur ihre Leiber sind der seltnen Samen,  
Aus dem der Völkerfreiheit üppige Pflanze  
Grünend hervorschießt, eine Welt befruchtend.

Aus dem Drama „Franz von Sickingen“ von Ferd. Lassalle.

Zuschriften für die Redaktion sind zu richten an: Frau A. Danna, Bremen, Bremerhavenerstraße 33. : Verantwortlich: C. Stucke; Verleger: Karl Lütj; Druck: Herm. Sturm; sämtlich in Bremen.

# Arbeiterpolitik



1. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 7

Redaktion u. Expedition:  
Aumunderstraße Nr. 23.

Bremen, den 5. August 1916

Erscheint wöchentlich einmal.  
Preis pro Nummer 15 Pfg.

#### Inhalt:

An der Schwelle des dritten Kriegsjahres	Seite 49
Einheit oder Spaltung der Partei? (Fort.)	50
Im Fangnetz der Widersprüche (Schluß)	53
Die Väter des 4. August	54
Aus unserm politischen Tagebuch	54
Feuilleton:	
Columbus und seine Zeit. Von Fr. Wilhelm	55
Ich singe den Leib, den elektrischen. Von W. Whitman	56

## An der Schwelle des dritten Kriegsjahres.

Zwei Jahre schon donnern die Kanonen. Und niemand weiß den Tag des Friedens. Die Leiter der Tripelentente rechnen noch immer darauf, daß den Zentralmächten wirtschaftlich und militärisch der Atem ausgeht; die führenden Kreise der Zentralmächte hoffen, daß, wenn die neue allgemeine Offensive zu keinem Resultat führt, die Gegner eingesehen werden, daß sie den Sieg nicht mehr erringen können. Aber es liegt im Wesen jedes Krieges, daß ohne Entscheidung keine der kriegführenden Parteien abbrechen kann und will.

Es hat keinen Sinn, in Klagen über den Krieg und seine Wirkungen auszubrechen. Es gilt, den Tatsachen kühl ins Auge zu schauen. Die materielle und geistige Macht des Bestehenden, die gestärkt wurde durch die Haltung der offiziellen sozialistischen Parteien in Deutschland, Frankreich und Oesterreich, hält die Volksmassen noch fest in ihren Banden. Zwar haben sich in allen Ländern Teile des arbeitenden Volkes zu den alten sozialistischen Anschauungen zurückgefunden. Aber es handelt sich zumeist im wesentlichen um eine rein geistige Orientierung, nirgends ist sie soweit, daß von dem Beginn der historischen Mission des Proletariats geredet werden könnte. Es ist nicht die Sache der Sozialdemokratie, ihre Politik auf Prophezeiungen aufzubauen, und darum hat auch das Prophezeien über die Frage: wird das Proletariat in seine historische Mission eintreten oder nicht, keinen Sinn. Die Sozialdemokratie hat lediglich die Interessen der Arbeiterklasse zu verfechten, ohne zu fragen, ob der Sieg sich sofort an ihre Fahnen heften wird. Hätten wir selbst am Anfang des Krieges in die sibyllinischen Bücher der Geschichte schauen und aus ihnen vernehmen können, daß die Arbeiterklasse dazu verurteilt ist, bis ans Ende des Krieges und darüber hinaus keine selbständige historische Rolle zu spielen, so könnten wir trotzdem nicht darauf verzichten, unsere Aufgabe im Interesse der Arbeiterklasse zu erfüllen, täglich und stündlich den Kampf zu führen. Und das selbst

dann, wenn wir eine kleine Gruppe bleiben müßten, wenn wir in den breiten Kreisen der Arbeitermassen kein Echo auslösen würden. Denn eine Partei, die in der Zukunft eine Entwirrung des Knäuels der gesellschaftlichen Widersprüche, das sich kapitalistische Gesellschaftsordnung nennt, erringen will, eine Partei, die in der Zukunft die Kraft der Befreiung der Menschheit zu sammeln hofft, eine solche Partei darf in der Schicksalsstunde der Geschichte, wo um die Gestaltung der nächsten Jahrzehnte mit eisernen Kugeln gewürfelt wird, nicht auf die eigene Stellung verzichten. Eine Fahne, die vom Feinde heruntergeholt und in Fegen geschossen wird, hat nicht aufgehört, als anfeuerndes Symbol zu existieren, das zum Kampfe ruft. Entehrt ist nur die Fahne, die sich selbst bedingungslos vor dem Feinde senkt. In den Kämpfen der Zukunft würden unsere Parolen wie hohle Worte klingen, unsere Signale, die den Weg zeigen sollen, wie Irrlichter wirken, wenn wir uns nicht legitimieren könnten, daß wir für unsere Ideale gekämpft haben auch in der Stunde äußerster Gefahr. Nur das Banner, das Männer und Frauen in der Stunde der Gefahr mit eigener Brust zu decken für wert hielten, wird auch in der Zukunft Vertrauen erwecken.

Aber wenn wir auch noch so kühl Umschau halten und noch so sehr jede Illusion zu vermeiden trachten: die Opposition hat in keinem Lande Ursache, sich als bloße Wacht beim Banner der Zukunft zu betrachten. Sie ist jetzt, am Schlusse des zweiten Kriegsjahres, nirgends nur mehr ein kleiner Stab von Ideologen, der die Hände nach den Massen ringt, die sie verlassen hat, um neuen Zielen zuzustreben. Überall ist der Boden der Opposition in Breite und Tiefe gewachsen und dehnt sich ständig weiter aus. Und es ist jetzt schon klar zu erkennen, daß diese Opposition in allen Ländern kein Zufallsprodukt ist, sondern das Ergebnis objektiver historischer Entwicklung. Und darum wird die Opposition von heute die Sozialdemokratie von morgen sein. Als das zweite Kriegsjahr anbrach, bestand die Opposition in allen Ländern wirklich nur aus kleinen Gruppen. Jetzt sammelt sie weite Kreise der Arbeiterschaft um sich. Und so ist sie es auch, die bereits den Anjaß zur neuen Internationale gebildet hat.

Wie wir die materielle Macht der Opposition keineswegs unterschätzen, so wollen wir auch nicht die Tatsache verhüllen, daß, was Latkraft und Einsicht betrifft, sich nur erst in den ersten Anfängen befindet. Der Weltkrieg bedeutet nicht nur eine äußere Katastrophe, den Zusammenbruch des alten Vertrauens in den Reihen der Arbeiterbewegung; er bedeutet auch eine neue Ära, neue